

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Der Volksfreund. 1901-1932 1914**

85 (11.4.1914) Unterhaltungsblatt zum Volksfreund, Nr. 28



Mein Herz schlägt laut...

Mein Herz schlägt laut, mein Gewissen schreit. Ein blutiger Frevler ist diese Zeit! Am hölzernen Kreuz verröchelt der Gott, Kindern und Toren ein leichter Spott; Verlöscht ist am Himmel das letzte Rot, Ueber die Welt hin schreitet der Tod, Und trunken durch die Gewitternacht klingt Das sündige Lied, das die Nachtigall singt! Die Menschheit weint um ihr Paradies, Draus sie ihr eigener Dämon vertrieß, Und heimlich zischt ihr die rote Wut Ihre Parole zu: Gold und Blut! Gold und Blut, Blut und Gold! Sei, wie das klappert, hei, wie das rollt! Und wüßt dazwischen kräft der Sahn: Volkssohnmacht und Cäsarantwahn! Und immer dunkler wird die Nacht, Die Liebe schläft ein und der Saß erwacht. Und immer üppiger dehnt sich die Lust Und immer angstvoller schwillt die Brust; Kein Stern, der blau durch die Wolken bricht, Kein Lied, das süß von Erlösung spricht — Mein Herz schlägt laut, mein Gewissen schreit; Ein blutiger Frevler ist diese Zeit!

Arno Holz.

Ostern im Licht der Kulturgeschichte!

Von Engelbert Graf.

Die Bedeutung unserer Feste aufzuhellen, ihren Ursprung nachzuspüren und ihre Entwicklung zu verfolgen, gehört mit zu den reizvollsten Aufgaben der Kulturhistoriker. Daß die „christlichen“ Feste viel älter sind als das Christentum, diese Erkenntnis ist heute bereits allgemeingültig. Als die christlichen Missionare das Evangelium predigend in die Lande zogen, machten sie bald die Erfahrung, wie unmöglich es sei, eine bestehende Religionsform mit Stumpf und Stiel auszurotten; viele unter ihnen mögen auch noch, in heidnischer Umgebung aufgewachsen, im Innersten ihrer Seele manches Rudiment vom Glauben ihrer Väter zurückbehalten haben. Jedenfalls vollzog sich die Ausbreitung des Christentums, soweit nicht Feuer und Schwert gewaltsam zum Ziele führten, ganz allmählich, indem christliche und heidnische Anschauungen sich vermischten und einander durchdrangen, indem heidnischer

Glaube in christliche Dogmen umgedeutet wurde, Kirchen sich erhoben, wo man vorher an Waldbäumen geopfert hatte, und heidnische Feste in christliche Erinnerungstage sich wandelten. Nur darf aber daraus nicht ohne weiteres der Schluß gezogen werden, daß man von den christlichen Festen nur den christlichen Firnis herunterzukratzen brauche, um ein Bild von der ursprünglichen Religion unserer germanischen Vorfahren zu erhalten, etwa, daß hinter dem aufstehenden Christen der Osterzeit gleich der germanische Lichtgott Balder zum Vorschein käme. Auch nach Ablösung der christlichen Zutat treffen wir weitere Reste von noch früheren Uebermalungen, bei denen es allerdings schwer hält; die ursprünglichen Umrisse und Zusammenhänge zu rekonstruieren.

Eine Unmenge von Gebräuchen und Zeremonien, Ritusarten etc. ist mit der Osterzeit verbunden. Ein wirres, buntes aber gläubiges Regeln und Uebungen, bisweilen als Scherz und Spiel, aber auch als bedeutungsvoller Bestandteil religiöser Kults wie bis in unsere Tage geübt. Manches aber hat sich mit anderem Ueberglauben in finstere Winkel zurückgezogen. Mit überlegenem Lächeln darf man auf solche „Abernheiten“ nicht herabsehen: hinter ihnen steckt mehr. Osterker und Feuer, Osterwasser und Osterkuchen sind Ueberbleibsel aus den grauen Tagen der Vorzeit, mindestens ebenso wichtig als Urkunden auf Pergament und Stein und wie diese geben sie uns Kunde vom Aufstieg der Menschheit, von einzelnen Etappen menschlicher Kulturentwicklung. Für jeden Aberglauben gab es einmal eine Zeit, wo er Glaube war, wo dieser Glaube eine innere kulturelle Berechtigung hatte, weil sich in ihm das wirtschaftliche und soziale Leben seiner Zeit wieder spiegelte.

Den an die heidnische Vorzeit erinnernden Namen „Ostern“ findet man nur bei germanischen Völkern. Bei allen übrigen gab das jüdische Passahfest den Namen. Offenbar hat die Kirche sich auch bei den Germanen erst spät dazu verstanden, statt des jüdischen Namens eine einheimische, geläufigere Benennung anzuwenden: die nach dem Ostermonat, in den das Fest der Auferstehung fiel. Der angelsächsische Geschichtsschreiber Beda zitiert zwei germanische Göttinnen, nach denen Monate genannt wurden: Ostara und Heda. Egihard, der bekannte Chronist Karls des Großen, erwähnt einen „ostara noth“. Sonst kommt in der Literatur der Name einer Göttin Ostara nicht vor, aber bei der Rückständigkeit der Ueberlieferung ist das weiter nicht verwunderlich. Wie die vergleichende Sprachwissenschaft bewies, ist Ostara bereits eine indogermanische Götterfigur, ebenso alt wie Zeus und sowohl Germanen, Romanen, Slaven und Kelten wie auch Indern und Perfern gemeinsam. Sprachlich ist

Früher, das in diesen Tagen des allgemeinen Lebensglückes auch sein bischen Daseinsfreude zu wahren sucht.

Arm und descheiden sind alle diese Frühjahrsblumen des Waldes, nicht nur weil ihr Auferstehungsstift oft genug getrübt und gestört wird durch winterliche Rückfälle, sondern weil sie genau so wie die Proletarier der Menschengesellschaft, niemals zur sorglosen Freude des Daseins gelangen. Echte Fast, rastlose Arbeit, das vorwärts peitschende Gefühl einer unsicheren Zukunft — dies traurige Lied des Kulturmenschen hat sein Gegenstück auch in der Natur. Nur wenige Wochen sind den armen Angehörigen der „Frühjahrsflora“ gegönnt, um ihren oberirdischen Lebenskreis zu vollenden. Schon im Mai wird ihnen entgiltig die Sonne entzogen — das Raubdach sperrt sie von allen Freuden eines Blumendaseins ab. Bis zum vollen Frühling müssen sie sogar schon ihren Herbst vollendet, ihre Früchte gereift haben; darum müssen sie auch bereits zu einer Zeit blühen, in der das Klima das kaum gestattet. Wasch vergeht ihre Jugend, und ihr hartes Schicksal verbittert ihnen durch Daseinsorge, durch den Kampf mit Schnee und Frost sogar die wenigen Tage der Blüte.

Zwischen der Schneeschmelze und der Belaubung des Waldes spielt sich ihr ganzes Dasein ab — eine Woche winterlicher Rückfälle bedeutet für sie ein fast zerstörtes Leben; wenn die ganze andere Natur erst zu voller Daseinsfreude erwacht im Sonnenglanz des Maien und froh einem glücklichen Sommer entgegenzieht, da heißt es für sie wieder für fast ein ganzes langes Jahr hinabsteigen in die finstere Erde. Ihre Blätter sterben unter dem Lichtmangel langsam ab — sie ziehen sich auf unterirdische Wurzelstöcke und Sprosse zurück und bauen im Sommer ungehört an der Frühlingschönheit des kommenden Jahres.

Für sie ist Ostern in einem ganz anderen Sinne noch als für den Menschen, ein Fest der Auferstehung und schon deshalb sollten die zarten Blumen jedem zu heilig sein, als daß er es übers Herz bringt, Frühjahrsblumen zum Spiel zu pflücken und so ihr farges Daseinsglück noch vor der ihm zugemessenen Zeit zu zerstören.

Altes Osterlied der Kinder.

Gial Gial Ostern ist da! Fasten ist vorüber, Das ist mir lieber. Eier und Wecken Viel besser schmecken. Gial Gial Ostern ist da!

Für unsere Frauen.

Gewinnung und Schulung der Frau für die politische Betätigung.

k. r. Ueber die Notwendigkeit der Politisierung der Frau wird in der Sozialdemokratie nicht mehr gestritten. Es handelt sich nur noch um die Frage, wie ist diese Politisierung am schnellsten und wirksamsten zu erreichen.

Diese Aufgabe ist bei der Frau zweifellos weit, weit schwerer als bei dem Manne. Nicht etwa, daß die Frau von Natur aus begrißsunfähiger wäre, ach nein! Aber die ungeheure Belastung der breiten Frauenmassen mit Hausarbeit, Erwerbsarbeit und dem Tausenderteil der Mutterpflichten, die die Kräfte der meisten in Anspruch nehmen und ihr Interesse für außerhalb des Hauses liegende Dinge leicht im Keime erlöten, dazu die an erzoogene Anschauung, daß die Politik sich nicht passe für die Frau — alle diese Verhältnisse, unter denen die Frauen leben und aufgewachsen sind, bringen es mit sich, daß ihre Mehrzahl politisch viel uninteressierter und unwissender ist als die Mehrzahl der Männer. Diese Tatsache ist die böse Folge der politischen Rechtlosigkeit der Frauen. Als Wählerinnen würden sie ungleich verständnisvoller, politisch geschulter und leichter zu organisieren sein.

So aber gilt es erst mal ihr anergogenes Vorurteil gegen die Beteiligung am öffentlichen Leben zu verschneiden, politisches Interesse erst zu erwecken, und zwar vor allem dadurch, daß man

zunächst jene öffentlichen Fragen ihnen näher bringt, für deren Erfassung sie in ihrer Eigenschaft als Frauen und Mütter besonders veranlagt sind. Zum vollen Erfolg bleibt dann aber immer noch besondere Sorgfalt, bleiben besondere Mittel und Wege anzuwenden.

In richtiger Würdigung dieser Aufgaben hat deshalb der Nürnberger Parteitag 1907, als er die Einheit der Organisation für beide Geschlechter einführte, beschlossen, innerhalb dieser Einheitsorganisation besondere Veranaltungen zur Gewinnung und Schulung der Frauen zu treffen.

Die Partei hat sich zu diesem Zweck einen schon vielgeliebten Agitations- und Schulungskörper herangebildet. Insbesondere auch hat der Parteivorstand die Buchhandlung „Vorwärts“ veranlaßt, eine Sozialdemokratische Frauenbibliothek herauszugeben, worin berufene Autoren nach und nach allerlei Einzelfragen der Frauenbewegung im Lichte des Sozialismus und im Zusammenhang mit ihm behandeln.

Als achte und neueste dieser Broschüren hat Luise Ziehe jetzt verfaßt:

„Gewinnung und Schulung der Frau für die politische Betätigung.“

In diesem Büchlein gibt unsere nimmermüde Genossin aus ihrem reichen Schatz von Erfahrungen eine so große Fülle von Anleitungen zur Förderung der Frauenbewegung, daß es als ein Katechismus der praktischen Arbeit den tätigen Genossinnen allerorten warm empfohlen werden kann — nicht minder aber auch allen Genossinnen in führender Stellung, die in Gemeinschaft mit jenen Frauen die Frauenagitation zu betreiben haben.

Eine Menge von Mitteln und Wegen, die Genossin Ziehe in ihrer steten Praxis als gangbar und erfolgversprechend ausgeprobt, sind hier aufgezeigt. Und zwar so ausführlich und allgemeiner verständlich, daß die örtlichen Funktionäre bei allen vorzubereitenden Aktionen das Büchlein zu Ratzen ziehen, ja seine Anleitungen als Unterlage des jedesmaligen Vorgehens nehmen können. Unsere Funktionärinnen sollten sich stets in diesem Büchlein Informationen holen, es mit in die Sitzungen nehmen; sie werden dann gute, baruchbare Vorschläge haben, durch die die Bewegung überall gefördert wird.

Die Schrift gibt Anleitung über das Wie der Gewinnung der abseits Stehenden durch Volksversammlungen, Frauenversammlungen, Hausagitation. Ueber die Spezialisierung der Agitation für die besondere Gruppen der Handlungsgeliefen, der Fabrikarbeiterinnen der verschiedenen Branchen, der Landarbeiterinnen, der Hausangehörigen, der Proletarierinnen, die unter dem geistigen Einfluß des Zentrums stehen, der Lehr- und weltlichen Krankenpflegerinnen.

Dann über die Schulung der gewonnenen Frauen zu überzeugten Parteigenossinnen, ihre Erziehung zur tatkräftigen Mitarbeiterin in der Parteibewegung wie zur ehrenamtlichen Tätigkeit auf jenen Gebieten des Gemeinbewusstseins, die den Frauen heute schon offen stehen.

Kurz, eine drängende Fülle von Mitteln zur Gewinnung der Frauen, aber auch von Arbeitsgelegenheit und Betätigungsnotwendigkeit für dieselben, enthält uns das Schriftchen.

Und alles Mittel, die die Frauen nicht abhalten, von ihrem häuslichen Walten und der Erfüllung ihrer Mutterpflichten, sondern sie reicher dazu befähigen sollen.

Eine Frau, die ein reiches Wissen und ein tüchtiges Können ihr eigen nennt, die Solidarität, Opferwilligkeit und Begeisterung als Tugenden in sich trägt, wird auch allen Fleiß und alle Fürsorglichkeit, alle Fähigkeit und Aufopferung, der gerade solche Frauen fähig sind, auf ihr Heim verwenden, um es traulicher und behaglicher zu gestalten und jene Atmosphäre zu verbreiten, unter der alle guten und edlen Interessen der Ihrigen gewedelt und herangepflegt werden.

Und weitere Mittel, die gerade jetzt doppelt notwendig sind, wo unsere „rote Woche“ uns tausende neuer Mitstreiterinnen zugeführt, die durch die Not des Lebens ref für den Weitritt zu uns geworden, die aber alle noch in die volle Gedankenwelt des Sozialismus einzuführen sind.

Wäge das Schriftchen ein tatkräftiger Helfer bei diesem Werke sein. Es ist gerade zur rechten Zeit gekommen. Es trägt den Erfahrungssatz, den bewährten Rat und ein Stück der Begeisterung der Verfasserin hinaus ins ganze Land, es geht im entferntesten Dorf allen Genossinnen die gute Welle mit, an die Hand, das Evangelium unserer Bewegung tiefer einzusenken und erfolgreich weiter zu verbreiten.

Die Schrift wird — wie alle Broschüren der sozialdemokratischen Frauenbibliothek — bei größeren Bezügen durch die Organisation für 8 Pf. pro Stück abgegeben.



Stara daselbe wie lateinisch *aurore*, griechisch *eos*, indisch *ubhas*, persisch *ustar*, in allen diesen Sprachen mit der Bedeutung „Morgenröte“, anbrechender Tag. Offenbar erfolgte dann später eine Erweiterung des Begriffes, und so wurde das Osterfest aus einem Fest des erwachenden Tages zu einem solchen des Frühjahres, der neubelebten Natur, und das Christentum hatte es leicht, dies umzuwandeln in ein Fest der Auferstehung des Heilandes. Die altheidnischen Rituale knüpfen aber heute nicht allein an die Osterzeit an. Die Beschränkung des Festes auf einen oder zwei Tage ist der jüngere Zustand gegenüber der älteren, längeren, sogen. heiligen Zeit; die Germanen hatten keine Festtage, sondern Festzeiten. Und die Ueberbleibsel aus ihrer heiligen Zeit der Frühjahrsfeiern verteilen sich auf einen größeren Zeitraum von Fastnacht bis Pfingsten, wenn auch die meisten unmittelbar an das Osterfest anknüpfen.

Die „Ostereier“ der alten Germanen entsprang offenbar dem Willen eines Ackerbau- und Viehzucht treibenden Volkes. Der Frühling öffnete Häuser und Ställe, die Feldarbeit konnte beginnen, die Sonne lockte die Saat aus dem Boden und die Zeit des sorgfältigen Haushaltens mit den Vorräten war vorüber. „Winterstürme wichen dem Wonnemond“. Und allgemein üblich waren noch im Mittelalter die Osterspiele — in England haben sie sich bis heute abe erhalten — bei denen zwölf mit langen Schwertern bewaffnete Männer auftraten, deren einer, Friedebold, den Sommer darstellte und den Winter aus dem Lande schlug. Auch in manchen Kinderliedern finden sich Reste dieser Sitte, so z. B. in dem bekannten Liedchen: „Ja, ja, ja, der Sommertag ist da. — Er fragt dem Winter die Augen aus — Und jagt die Bauern zur Stub hinaus! Die aus den Winternebeln befreite, immer höher am Himmel steigende Sonne wird nach der mageren Verehrung begrüßt und vielerlei Symbole deuten auf sie hin. Wahrscheinlich gehört dazu auch das Oster ei. Man hat zwar auch angenommen, daß der Gebrauch der Ostereier auf das Ende der katholischen Fastenzeit zurückzuführen sei und Eier die erste fette Speise nach der mageren Fastenzeit waren, aber der Gebrauch der gefärbten Ostereier ist viel älter und auch bei einer Reihe von nichtchristlichen Völkern verbreitet gewesen, so z. B. den Parth. Bei den Persern werden auch heute noch am 20. März rotgefärbte Eier verschenkt. Ueberhaupt fällt es auf, daß die Ostereier mit Vorliebe rot gefärbt werden, z. B. bei den Slaven, den Franzosen und in Italien. Wahrscheinlich sollen diese rotgefärbten Eier ein Symbol des Sonnenballes sein. Um so eher darf man das annehmen, als der Vergleich der Sonne mit einem Vogelei bei niedriglebenden Völkern, z. B. den Australiern und Südseeinsulanern, durchaus üblich ist.

Daß das Oster ei der Rest eines uralten Fruchtbarkeitszaubers sei, der ja auch aus den Bedürfnissen einer ackerbaureicheren Bevölkerung heraus zu erklären wäre, ist eine Ansicht, die sich wohl erst später in übertragener Bedeutung herausbildete. Wahrscheinlich ist dies auch bei dem Osterhasen ursprünglich der Fall gewesen, wenn er auch bereits bei allen indogermanischen Völkern das Symbol der Zeugungskraft, der Fruchtbarkeit geworden ist.

Neben solchen Resten einer Art Agrarreligion finden sich in den Osterbräuchen aber noch viel ältere Spuren eines viel primitiveren Seelenkultes und Dämonenglaubens, hervorgerufen aus dem Bedürfnis, die vermeintlichen Seelen der Abgestorbenen zu bannen oder zu versöhnen und ihre Günst zu gewinnen. Dazu gehören z. B. Osterfeuer und Osterwasser. Um böse Geister fernzuhalten — denn gegen sie wendet der primitive Mensch dieselben Schutzmaßregeln an wie gegen Störenfriede von Fleisch und Wein — wurden Holzstöcke entflammt. Selbst die Kirche konnte sich diesem Brauch nicht entziehen. Am Karfreitag entzündet in Süddeutschland der Geistliche mit Stahl und Stein — diese Urform des Feuermachens deutet schon auf das hohe Alter der Zeremonie hin — das Osterfeuer, zu dem jeder Bauer einen Holzstiel liefert. „Der Judas wird verbrannt!“, wie so oft hat die Kirche die bösen Geister in Lenzel oder wie hier, in die Judasfi-

gur umgedeutet. In diesem Feuer wird die Osterkerze entzündet, die bis Pfingsten, während der ganzen „heiligen Zeit“ brennt. Solches Feuer ist geweiht, selbst Kohle und Asche gelten noch als wirksam und freudig zieht der Bauernbursch mit seinem verholzten Scheit nach Hause, wo der Brand im Dachstuhl aufgehängt oder an den Ecken des Ackers vergraben wird, um unheilbringende Dämonen und Unwetter abzuhalten. In Thüringen wird vielfach noch das Vieh vor Sonnenaufgang ins Wasser getrieben, um es vor Krankheit zu hüten. Zum gleichen Zwecke dient das Osterwasser, das in der Osternacht schweigend gegen den Strom geschöpft wird, es soll heilen und verschönern, ferner, im Hause herumgespritzt, das Ungeziefer töten.

Heilige Zeiten sind Opferzeiten, und auch davon haben sich viele Ueberreste erhalten. Vor allem in Gebäckformen. Die in verschiedenen Gegenden üblichen „Böppfe“, „Bubenstengel“, „Osterbreyeln“ (in Gestalt verkränkter also gefesselter Arme), um nur die bekanntesten zu nennen, deuten noch heute auf frühere Menschenopfer hin. Die alten Germanen bringen ihre Opfergaben an Bäumen auf, den sogen. Malbäumen; Reste davon sind u. a. Weihnachtsbaum, Kirschweiß- und Nichtstkrantz. Auch in der Osterzeit werden vielfach noch Malbäume, mit Wändern und Lichtern geschmückt, aufgestellt, in Schweden z. B. an 1. Mai die „Majstangen“. In Calbeschen Werder steden zu Ostern die Knaben — was die Jugend im Spiele treibt, übten die Erwachsenen in der Vergangenheit im Ernst! — noch heute auf der Weide die Malstätte ab, pflanzen auf einen Hügel in der Nähe eine Tanne, behängen ihre Nester mit Knochen und krönen die Spitze mit einem Pferdegeschädel! Das ist der Malbaum der alten Germanen, wie er lebte und lebte! Auch hiervon hat sich in katholischen Zeremonien noch ein Rest in die Gegenwart hinübergerettet, die sogen. Palmeneiwe. Mit Wändern und buntem Papier gezierter Zweige von Weidenzweigen und Buchsbaum werden in der Kirche geweiht, und als „Palmenstrauch“ feien sie sodann Haus und Hof vor Blitz und Wetterschlag!

In den heiligen Zeiten dachte man sich auch Götter und Dämonen nahe. Die Seelen der Verstorbenen teilen zu Ostern bei den Jhrigen, sie wollen teilnehmen an Speise und Trank; die Serben legen den Toten rote Eier und Kuchen aufs Grab. Ebenso wie zu Weihnachten muß auch in der Osterwoche die Arbeit ruhen. In vielen, besonders katholischen Gegenden Deutschlands gilt es noch heute als Frevel, in der Karwoche zu waschen, Gewaschenes ins Freie zu hängen, Dünger zu fahren, zu weben, zu schmieden, zu zimmern. Was am Karfreitag genäht wird, sagt man, halte nicht lange.

Sind die religiösen Reste nur mittelbar ein Ausdruck für die Kulte der Vorzeit, so haben sich doch in Osterbräuchen auch noch unmittelbare Spuren vom Leben und Treiben unserer Vorfahren erhalten. Wenn auch die meisten Speisen der Vergangenheit in der ursprünglichen Zubereitung heute vom Küchensettel verschwunden sind, zu den Fastenzeiten erinnert man sich immer wieder ihrer, und Soniggebäck und Karpsen in Bier sind nicht allein zu Weihnachten, sondern mancherorts auch zu Ostern üblich.

Frühlingsanfang war die Zeit, in der die Heerden ausgetrieben wurden, in der der junge Nachwuchs auszog, um sich neue Heimstätten zu gründen. Es galt, sie mit genügendem Proviant zu versorgen. Auch hieran erinnern noch manche Gebräuche unserer Tage: Met-, Zins- und Auszugstermine fallen in die Osterzeit. Im Böhmertal muß jedes Mädchen ihrem Geliebten ein Bündel mit Eßwaren und Wäsche schenken; auch die allerorts noch üblichen Patenbesuche mit obligaten Beschenkungen, das Geldsammeln, Kuchenbitteln usw., das an manchen Orten noch üblich ist, scheint auf diesen Ursprung zurückzugehen. Tief ins wirtschaftliche Leben einschneidende Vorgänge waren bei unseren Vorfahren mit Zusammenkünften und gemeinsamen Beratungen, „Thing“ genannt verknüpft, die an bestimmten Orten abgehalten wurden. „Ostereier“, die diesem Zweck dienten, gibt

es noch viele. Häufig auch trifft man es, daß zu Ostern die Dorfbewohner ohne ersichtlichen Grund, sozusagen instinktiv, in bestimmte Waldgebiete, auf Hügel usw. ziehen oder sich um die Dorfwinde verammeln. Auch die gemeinsamen Schmausereien bei dergleichen Gelegenheiten haben sich in vereinzelten Rudimenten, wie hier und da in der Gründonnerstags-Speise der Armen konserviert. Ja, die Erinnerung an diese Zeiten lebt sogar noch in einigen Ausdrücken fort: in einigen Gegenden Deutschlands heißen die Ostereier „Dingeier“ und die Osterzeit wird „Dingzeit“ genannt!

### Ostern in der Natur.

Von G. Falkenfeld.

„Vom Eise befreit sind Strom und Bäche, durch des Frühlings holden, belebenden Blick“, sagt Faust auf dem Osterpaziergang — aber er gebört einer alten Zeit an, in der die Jahreszeiten noch ihren alten Gang einhielten und programmgemäß die Stürme um das Frühjahrsäquinoxtium, das heißt um den 20. März das letzte Eis brachen und den Rest des Schnees auflockten, in der im Februar in die Au die Schneeglöckchen den Lenz einläuteten, die Märzblumen und Märzbeikchen wirklich im März blühen konnten, im April die Obstbäume, und im Mai die echte Maierpracht und Wärme herrschte.

Aber die wenigen Menschen, die sich noch an solches erinnern können, sterben schon langsam aus und der neu-modische Lenz besteht nur mehr aus einer Kette von Rückfällen und Extremen, die im Jänner vorzeitige Wärme, im März große Schneefälle, zu Ostern Frost und im April lustiges Schneegeföhber zur Regel machen.

Wer sich aber trotzdem von seinem Osterpaziergang nicht abhalten läßt und mit hellem Blick in die Natur sieht, wird bemerken, daß die Bitterungsextreme im ganzen das Erwachen der Fluren doch nur wenig beeinflussen. Mögen auch die Berichte der Landwirte jedes Jahr von den Klagen widerhallen, daß die „gemannte“ Pfirsichblüte am Rhein erfroren, der Wein in der Maingegend durch Aprilfröste schwer geschädigt, daß Schneefälle im Mai die Obstblüte in Sachsen „fast völlig“ vernichtet, oder ein langwieriger Nachwinter in Westpreußen die Bestellung der Wecker so verzögert habe, daß die „Hoffnungen auf eine befriedigende Ernte auf den Nullpunkt sanken“, und wie die agrarischen Notschreie sonst noch lauten mögen — aus den Erntestatistiken dieser Jahre läßt sich dennoch der Witterungsgang des Frühlings kaum erkennen; zummindestens weichen die Ertragnisse an Getreide und Obst in den einzelnen Jahren viel weniger von einander ab, als deren Bitterungsverlauf und namentlich die Witterung in den Frühlingsmonaten März bis Mai. Die Menge der Sommerregen ist für die Bilanz der deutschen Landwirtschaft jedenfalls wichtiger.

Das gleiche Ergebnis bringt der nachdenkliche Naturfreund auch von seinem Osterpaziergang heim. Mag echte Lenzwärme und strahlender Sonnenschein ihn dabei erfreuen oder mag er die Lenzesboten erst unter dem Schnee hervorscharen, stets findet er sie Ende März bereits zum Blühen fertig, vollkommen ausgebildet und bereit, den ersten lodenden Sonnenblick zu begrüßen.

Das kommt daher, daß die ganze Blumenchar, die dem östlichen Wald seinen eigentlichen Zauber verleiht, daß alle die, um diese Zeit schon dem Verblühen oder erst der Entfaltung nahen Schneeglöckchen, Kuckuckschellen, Primeln, Enzian, Märzblumen, Feigwürzen, Kumpenkräuter und Szillen bereits im Jahre zuvor an dem Frühling werden gearbeitet und so wie die Knospen der Obstbäume und blühenden Sträucher, die wesentliche „Lenzesarbeit“ schon im September und Oktober, also just um die Zeit geleistet haben, in der die Dichter und andere stubenhockende Naturkenner vom Zur-Ruhe-Gehen und „großen Sterben“ der Natur fabelten.

Den ganzen Winter über, an jedem frostfreien Tage, haben sie diese Arbeit unter der Schneedecke fortgesetzt und mit rührendem Eifer benützt die kleine Blumenchar den

ersten warmen und sonnigen Tag, um „programmgemäß“ die „Frühlingszeit“ zu eröffnen.

Sie hat nämlich Eile und — wenigstens im Walde — keinen Tag zu verlieren.

Die Frühlingsblumen sind Proletarier des Pflanzenlebens; sie sind so das wahre „Volk“ gegenüber der Gewalttätigkeit der „großen Geldlechter“, die sich im Walde breit machen und den Platz an der Sonne an sich reißen. Wenn einmal im Mai die allgemeine Velaubung der Bäume und Sträucher einsetzt, sind die kleinen Kräuter am Waldboden dem Verhungern preisgegeben, da ja die Pflanze nur im Licht leben und sich ihre Nahrung bereiten kann. Schon die Sträucher sind hierbei im Nachteil und so findet man sie in dichten Nadel- oder Buchenwäldern nur am Waldesrand und in Nüchungen. Nur die loder stehende Pflanze, auch die ebenso lichtfreundliche und auch gegen andere duldsame Eiche erlaubt auch Sträuchern die Ansiedlung. Zimmerhin müssen sich diese beeilen, ihr Licht vollkommen auszubilden, bevor die Velaubung der Bäume beginnt, und so sieht man denn schon oft zu Ostern, jedes Jahr aber im April, daß im Auwald und Park (wo die meisten Sträucher zu finden sind) ein zartgrünes Gitter sich entfaltender Blättlein das ganze Niederholz schmückt, während die Kronen der Bäume noch winterrot und kahl darüber starren.

In noch mißlicherer Lage befindet sich die kleine Pflanzenwelt am Waldboden. Sommers über dringt zu ihr kaum ein Sonnenstrahl herab. Namentlich im geschlossenen Buchen- oder Tannenhochwald — dunkel, lebensleer und öde, kaum wenigen Moosen und da und dort, wo ein Sonnenringel auf dem Boden spielt, einigen Grasbalmen das Leben gönnend, liegt der Waldboden da. Dadurch wird, namentlich in der Ebene, die Wanderung durch etnen solchen Forst mit seinem ewig gleichbleibenden Wilde eintönig.

Anders im lenzlichen Buchenwald. Die Tanne und Fichte duldet da zwar auch keine Auserstehung, weshalb ihre Dickichte, so seltsam das klingt, zu den pflanzenärmsten Bezirken des deutschen Bodens gehören. Dagegen spricht im März unter Buchen und Eichen oder unter dem gemächten Gehölz der Auwälder reiches Grün. Schon im Februar, wenn sich in einem normal ablaufenden Jahr der Frost brach, blicken die ersten grünen Spitzen aus dem Boden, bald auch aus dem Schnee, der das deshalb so benannte Schneeglöckchen in seiner Weise an seinem Wachstum und seiner Blüte behindert. Und haben erst einmal die Linden Klüfte den Waldboden von der weißen Decke befreit, ist mit einem Zauberschlag eine andere grüne Decke über ihn geworfen, gewoben aus tausend frischgrün gleißenden Blättchen der aus der alten „Medigalbotanikzeit“ häßlich benannten und doch so lieblichen Feigwurze, aus dem dunkelgrünen Blatt der Haselwurz, die den Ruhm hat, das dunkelste Blatt der europäischen Pflanzenwelt zu sein und aus dem reizenden dreilappigen Gevire der Märzblumen, zu denen man auch einst, als man die Pflanzen nur mit Apothekerangas anjah, Lebenblümchen sagte. Und nach wenigen Tagen schon öffnen sich dann am Waldboden tausend und aber tausend Blütensterne. Mit kühnster Farbenfreudigkeit, die auch kein Futurist übertreffen kann, sind sie neben einander gestellt und doch wieder im braunen Untergrund harmonisch verschmolzen: das durchdringende Violett der Märzblumen, neben dem die Veilchen bescheiden anmuten; im lichten Gebüsch das Schwefelgelb der hohen Schlüsselblumen, das gleichende Orange der Feigwurzen, die zarte Bergfahnenblütchenfarbe gemengt mit einem überaus lieblichen Rosa des Lungenkrautes, im östlichen Teile Deutschlands anstelle der Märzblumen die hellere, aber nicht weniger durchdringende blaue Scilla.

Im Auwald gefällt sich dazu das elegant geformte Pfeilblatt des Aronstabes, zwischen dessen wundernden Fülle überall die seltsame bleichgrüne Zifselmöhre der Blüten hervorlugen, die an sich schon ein wahres Frühlingswunder sind; da und dort gefällt sich dazu auch das dunkle Violett der Walderbise, im Unterholz ein leuchtend rosiges Blütenzweig des giftigen Seidelbast, eine weiße oder rotarote Linsenwiese oder sonst eines der bescheidenen Walde-